

FÜR DIE FREIHEIT

Hongkong erlebt eine Revolution via Social Media: ohne Anführer, schnell, kompromisslos, kreativ. Doch welche Chancen haben die Einwohner gegen Autokraten?

Zum Beispiel Frau Chan. Eine Regierungsangestellte, 28 Jahre alt, gerade aus ihrem Büro gekommen, jetzt am Freitagabend hat sie sich eingereiht in die endlose Reihe von Bürgern, die alle eine unverschämte Forderung haben.

Sie wollen frei sein.

Die halbe Stadt hält sich an den Händen, eine viele Kilometer lange Menschenkette durch Hongkong. Nicht nur Jungen in Jeans, auch Männer in Hosen mit Bügelfalten, daneben Frauen im Abendkleid, die nach der Demo ausgehen wollen.

Frau Chan hat ihren Platz gefunden an der Promenade neben dem Intercontinental-Hotel, vom anderen Ufer leuchten die Bankentürme herüber. Sie hat sich ein Poster auf den Rücken geklebt, darauf ein Zitat von Bob Marley: Besser im Kampf um die Freiheit sterben als ein Leben lang Gefangener sein. „Es ist notwendig“, sagt sie, „wir müssen kämpfen.“ Da ruft Ray, der Mann neben ihr: „Wenn Blut fließt, fließt eben Blut.“

Wäre Chan bereit, zu kämpfen? „Ich bin bereit“, sagt sie, „der Polizei gegenüberzutreten.“

Oder Alex, ein Lehrer, der ein paar Meter weiter steht und ein chinesisches Sprichwort zitiert. Danach gibt es drei Arten von Menschen: die, die sich fügen; die, die weggehen; dann die, sagt Alex, „die aufstehen“ .

Was muss geschehen, was ist die Forderung? „Carrie Lam soll zur Hölle fahren“, sagt Alex, er meint Hongkongs Regierungschefin. „Entschuldigen Sie meine Ausdrucksweise.“

Vermutlich sind das hier mit die teuersten Quadratmeter, die es auf der Welt gibt, in keiner Stadt leben mehr Superreiche als in Hongkong. In keiner anderen sind die Mieten so hoch. Nirgendwo, heißt es, sei die Wirtschaft so frei. Freier als die Menschen.

„Steht an der Seite von Hongkong!“ , rufen sie in der Menschenkette. „Kämpft für die Freiheit!“ Und: „Wir sind keine Aufrührer!“ So hatte die Regierung sie genannt.

Was ist passiert in dieser Stadt, dass Menschen, die morgens ins Büro und abends ins Fitnessstudio gehen, in diesem Sommer auf einmal bereit sind, ihr Leben dem politischen Kampf zu widmen? Verletzt zu werden vielleicht oder ins Gefängnis zu gehen?

Demos, jeden Tag, jeden Abend, mal friedlich, mal aggressiver, so geht das seit Juni. Die Menschen sind müde. Aber es passiert nicht, womit die Mächtigen in Peking wohl gerechnet hatten: dass es sich legt. Dass die Leute aufgeben. Zurückkehren zu dem, was man Normalität nennt.

Sie geben keine Ruhe in Hongkong.

Anfangs ging es um ein Gesetz, das der Regierung erlaubt hätte, Bürger nach China auszuliefern, an die Justiz eines diktatorischen Regimes. Es wäre gefährlich geworden für jeden, der sich in Hongkong gegen China äußert.

Das Gesetz sei vom Tisch, sagte die Regierung kürzlich, zu spät. Mittlerweile geht es um viel mehr. Die Menschen spüren, dass China den Druck erhöht. Dass es Hongkong am liebsten gleich ganz übernehmen würde. Und Schluss machen mit dem bisschen, was hier an Demokratie noch übrig ist.

In wenigen Wochen ist eine Bewegung entstanden, die ganz auf Anführer verzichtet und trotzdem effizient ihre Ziele verfolgt. Sie nennen es „die Revolution unserer Zeit“, ein Aufstand des 21. Jahrhunderts, getragen von den Millennials, von Schülern und Studenten, die mit diesem Wort mehr anfangen können als ihre Eltern: Freiheit.

Das hier ist ein Bericht aus dem Innern dieser Bewegung, die kaum gewinnen kann und trotzdem kämpft. Mit einer Waffe, mit der sich niemand besser auskennt als sie: dem Internet.

Ein Designstudent, der sich Y nennt, sitzt an einem Nachmittag in der Uni und scrollt durch den Feed auf seinem iPad. „Y wie Why“, sagt er. Das ist die große Frage: Warum das alles? „Weil die Regierung uns behandelt, als wären wir nicht am Leben“, sagt er.

Sie rennen gegen eine Wand, als lebten sie schon in der Diktatur.

Vielleicht ist Y, 22, einer derjenigen, die an der Spitze stehen, aber er würde das nie so sagen. Er zeigt sein Gesicht nicht. Kaum jemand, außer engen Freunden, weiß, was auf seinem iPad geschieht. Auch seine Eltern nicht, zu Hause ist er kaum.

Er sieht blass aus, er hat wenig geschlafen in letzter Zeit. Mal nur kurz im Studentenwohnheim, „mal auf dem Tisch, an dem ich gerade arbeite“. Vor drei Monaten beschäftigte er sich noch mit seinem Abschlussprojekt, das kommende Studienjahr ist sein letztes. Danach habe er eigentlich weggewollt aus Hongkong.

Das war, bevor sein Leben mit dem Protest verschmolz.

Er spürte die Gewalt, als er im Juni auf einer der ersten Demos war. Er wollte nach Hause, aber die Polizisten ließen ihn nicht durch, sie umzingelten sie von zwei Seiten. Ein Polizist brüllte Y an: Keinen Schritt weiter, sonst greife ich an!

Zurück zu Hause schrieb Y einen langen Post auf der Plattform LIHKG. Darin der Satz: „Dies ist die letzte Möglichkeit, um zu kämpfen.“ Unter dem Post gingen über 6000 Daumen nach oben.

LIHKG funktioniert so, erklärt Y: Jeder kann schreiben, ohne Anmeldung. Etwa: Lasst uns morgen den Flughafen blockieren. Jeder, der das liest, kann auf Daumen hoch oder Daumen runter drücken. Ist ein Post beliebt, gilt er als von der Bewegung angenommen. Die Proteste haben so immer eine Richtung, auch ohne Anführer.

Es bleibt eine Basisbewegung, keiner spielt sich in den Vordergrund.

Y geht wenig auf die Straße, er bekämpft die Regierung von seinem iPad aus. Auf Telegram hat er eine Gruppe gegründet, in der sich Kreative Protestplakate und Videoclips ausdenken. Eine PR-Agentur des Protests. Knapp 300 Menschen arbeiten mit, über 69 000 haben die Gruppe abonniert.

Telegram, ein Messaging-Dienst, hat in Hongkong allein im Juli rund 110 000 User gewonnen, der Vorteil ist: Man kann, anders als bei Whatsapp, die eigene Telefonnummer verbergen. Es ist möglich, sich einen Benutzernamen auszudenken und zu sagen, was man meint. Y hat keine Ahnung, wer die Menschen in seiner Gruppe sind, mit denen er seit Wochen kommuniziert.

Es gibt Hunderte solcher Gruppen, deren Mitglieder Tausende Nachrichten versenden jeden Tag. Die jungen Demonstranten überfordert das nicht, sie sind damit groß geworden, jetzt machen sie so eben Politik. Es hat etwas Spielerisches. Eine Seite, die hkmap.live heißt, zeigt in Echtzeit, in welcher Straße sich gerade Polizisten und Demonstranten bewegen. Eine Gruppe Demonstranten ist ein Bauarbeiter-Emoji, eine Einheit Polizisten ein Hunde-Emoji.

Gut möglich, dass sich die Bewegung ohne die sozialen Medien schon längst verloren hätte. Menschen wie Y sorgen dafür, dass es weitergeht.

Sie sind im Wohlstand groß geworden, die Kinder von Hongkong. Aber sie demonstrieren der Welt gerade, dass sich ihr Leben nicht nur um ein neues Smartphone dreht oder einen Kurztrip an einen thailändischen Strand. Sie haben etwas zu verlieren. Und sie wissen genau, was für ein Risiko sie gerade eingehen.

Freiheit, das Wort, das im Westen immer ein bisschen pathetisch klingt, es ist hier konkret. Die Menschen können etwas damit anfangen, das Wort fällt in jedem Gespräch. Das unfreie China ist so nah und so groß. Es ist die Angst, die sie in Hongkong auf die Straßen treibt.

Siebeneinhalb Millionen Hongkonger, 1400 Millionen Festlandchinesen. China könnte Hongkong einfach verschlucken.

Am Samstagnachmittag stehen ein paar Jugendliche vor einer U-Bahn-Station, in der Nähe ist eine große Demo angekündigt, die Station ist deshalb geschlossen. Sie stehen an dem Rollladen, der heruntergelassen ist, rütteln an ihm, ein paar Jungen schreien die Polizisten an, die dahinter Position bezogen haben. Ein paar Minuten lang, dann ziehen die Polizisten ab, der Rollladen bleibt unten. „Jetzt gehen wir einkaufen“, sagt Mary.

Mary ist schwer zu fassen, sie ist wie Wasser. So heißt die Strategie der Demonstranten: Sei Wasser! Tauche auf, demonstriere, verschwinde im Gedränge der Stadt, so schnell, wie du gekommen bist.

Ihr Gesicht verbirgt sie hinter einem Tuch, außerdem trägt sie einen Bauarbeiterhelm, eine Taucherbrille und eine Gasmasken, die Uniform der Demonstranten. Mary ist 17. Seit Juni geht sie auf Demos. Hat zum ersten Mal im Leben Tränengas eingeatmet. Hat ziemlich Angst gehabt anfangs. „Ich bin wütend“, sagt sie. „Ich fühle mich leer.“

Weil die Regierung sie ignoriere. Weil sie nicht in einer Demokratie leben dürfe.

Gleich nebenan ist eine Shoppingmall, Mary und ihre Freunde nehmen die Rolltreppe hoch in den zweiten Stock und kaufen bei Muji ein bisschen Papier und Klebeband. An der U-Bahn-Station kleben sie damit die Überwachungskamera an der Decke ab.

„Mal sehen, wo die Demo ist“, sagt Mary. Die meisten ihrer Begleiter hat sie erst während der Proteste kennengelernt. Sie zählen durch, damit später niemand abhanden kommt, dann suchen sie den großen Demonstrationzug, gehen eine leere Hauptstraße hinunter.

Mary ist eine von den Hunderttausenden, die am Wochenende einfach nicht mehr shoppen oder ins Kino gehen, sondern zu einer Demo. Sie ist ein kleiner Teil eines großen Ganzen, sie sorgt dafür, dass die Straße laut bleibt.

Unterwegs schlagen ihre Freunde mit Stöcken auf die Sicherungskästen von Kameras ein, die zu hoch sind, um sie abzukleben. Jubel, wenn einer der Jungen eine Kamera erfolgreich deaktiviert hat. Auf ihrem Handy ruft Mary hkmap.live auf, um zu sehen, wo die Hunde-Emojis stehen.

Sie sind jetzt Teil eines Stroms an Menschen, ständig laufen Männer an ihnen vorbei mit Baustellenabsperungen und Bambusrohren in den Händen, vorn entsteht gerade eine Barrikade. Sie wickeln ihre Ausweise in Alufolie, weil die mit einem Chip versehen sind und sie fürchten, dass die Polizei sie tracken könnte. Wenn eine Polizeidrohne über ihnen kreist, spannen sie Regenschirme auf. Es gibt Freiwillige, die als Sanitäter bereitstehen, andere, die mit einem Megafon die Menge steuern, sie warnen, wenn die Polizei vorrückt.

Mary will keinen Krawall, sie will nur hier sein. Eine der vielen sein. „Sie hören nicht auf“, sagt sie, „uns zu schlagen, auf uns zu schießen. Und wir haben nichts.“

Sie verfolgt die Lage auf ihrem Handy, „30 Polizeiwagen sind jetzt um uns herum“, sagt sie, die Freunde beraten sich. Die Polizei schießt erste Tränengaskanister in die Menge, die Demonstranten schlagen Pflastersteine aus dem Gehsteig und schmeißen sie auf die Polizisten. „Das ist jetzt zu gefährlich“, sagt Mary. Sie war hier, darum ging es.

Ihre Eltern, erzählt sie noch, machten sich Sorgen. Sie verstehen ihre Tochter nicht, ihnen ging es immer um ein solides Leben, nie dachten sie an Politik. Sie sagen: Warum konzentrierst du dich nicht auf die Schule, Mary?

„Tue ich doch“, sagt sie. „Aber ich kann in diesem Moment doch nicht einfach zu Hause bleiben.“

Es war der 1. Juli, als einige Demonstranten mit einem Rammbock die Glasfassade des Parlaments einschlugen und in den Plenarsaal stürmten. Sie liefen durch die Büros der Regierung, sprühten Slogans an die Wände wie: „Hongkong ist nicht China, noch nicht.“ Dann stellte sich einer auf den Schreibtisch eines Abgeordneten, nahm die Maske ab und rief: „Wir sind an einem Punkt, wo es kein Zurück mehr gibt!“

Sie entkamen, aber die Polizei fahndete nach ihnen, es war klar, dass sie aus Hongkong herausmussten. Schnell.

Freunde sprachen mit Freunden von Freunden, es kursierte ein Codewort: „Bubble Tea“. Nach dem taiwanischen Tee. Taiwan: ein sicherer Ort, anderthalb Flugstunde entfernt. Einer der Anrufe in der Zeit erreichte eine Sozialarbeiterin, die mit Vornamen Fermi heißt.

Ich habe hier ein bisschen Bubble Tea, sagte der Mann in der Leitung.

Fermi, 49, sitzt am Esstisch ihrer Wohnung in einem Vorort, es ist Sonntag, sie trinkt gerade Tee. An der Wand hängt eine Ikone, Fermi ist Christin, zu ihren Füßen liegt ihre Katze.

Sie sagt, sie schäme sich, dass sie nicht auf der Straße vorn dabei sei, aber sie könne eben nicht mehr so schnell rennen. Sie wolle aber auf keinen Fall das sein, was sie eine „nutzlose mittelalte Frau“ nennt, deshalb beschloss Fermi, „etwas zu tun“.

Sie ging Geld sammeln. In ihrem Freundeskreis, in der Hongkonger Mittelschicht, „zehntausend Hongkong-Dollar“, umgerechnet etwa 1150 Euro, „das kann sich jeder mal leisten“. Verglichen mit dem, sagt Fermi, was die Jugendlichen auf sich nähmen, sei das doch nichts.

Anfangs sammelte sie für Essen, für frische T-Shirts, „die müssen sie ja wechseln nach den Demos, zur Tarnung“. Aber als der Anruf kam, wurde sie auch zur Fluchthelferin für die Jungen. Sie zahlte ihnen die Flugtickets nach Taiwan. Über Mittelsleute, bis heute weiß sie von den meisten nicht mal die Namen. Es klingelt an der Tür. Eine Freundin, Janet. Sie ist gekommen, um bei Fermi Geld zu holen.

Janet sah im Fernsehen, wie Polizisten auf Demonstranten einschlugen. „Das fand ich nicht richtig“, sagt sie. „Niemand sollte ihnen wehtun.“ Sie fing an, im Internet Helme und Gasmasken zu bestellen. Erst aus Taiwan, später, als sich in Taiwan die Lager leerten, aus den USA. Das Zeug stapelt sich zu Hause auf dem Hochbett.

Sie sitzt neben Fermi auf dem Sofa, zwischen den beiden liegt ein Umschlag. „Nicht so viel diesmal“, sagt Fermi. 5500 Hongkong-Dollar, ungefähr 630 Euro. „Ich muss wieder sammeln gehen.“

Janet stand selbst schon auf Demos in erster Reihe. Sie sah mit an, wie ein Gummigeschoss eine Frau ins Gesicht traf. Die Frau soll auf einem Auge erblindet sein. Janet hat gerade einen Darminfekt nach all dem vielen Tränengas.

Da sagt Fermi, neben ihr, dass sie sich entschuldigen möchte. „Dafür, dass ich nicht auch so selbstlos bin wie sie, bereit, mich zusammenschlagen zu lassen.“

Niemand weiß, wie viele Fermis und Janets es in Hongkong gibt, wie viele Geld sammeln, wie viele spenden. Sie könnten alle angeklagt werden, weil sie Kriminellen helfen, aus Sicht des Staates. Es seien „wenige“, sagt Fermi, aber genau weiß sie es auch nicht. Vielleicht sind es auch viele.

Sie versorgen die Demonstranten und geben ihnen das Gefühl, dass Hongkong hinter ihnen steht.

Alex, der Lehrer in der Menschenkette, sagte, es gebe eben große und kleine Menschen. Auch ein chinesisches Sprichwort. Manche trauen sich mehr, andere weniger. Es gibt die, die den Protest planen. Wie Y. Solche, die ihn unterstützen, wie Fermi. Dann gibt es die, die sich der Polizei entgegenstellen. Wie Mary, die nicht daran denkt, aufzuhören, auch nicht im September, wenn die Schule wieder anfängt. Sie will dann einen Tag die Woche streiken.

Wie lange noch? Wozu führt das? Zu freien Wahlen, fordern die Demonstranten. „Manche aber“, sagt Y, „wollen es so weit treiben, dass China einmarschiert. Damit die Welt sieht, was hier passiert. Ich versuche es ihnen auszureden. Aber die wollen sterben für die Sache.“

An die Front gehen. Wo Blut fließt. Sich opfern. So reden jetzt viele in Hongkong. Es ging schnell, dass aus Teenagern Freiheitskämpfer wurden, ein paar Wochen dauerte es nur.

In diesem Sommer erst, sagt Y, habe er Hongkong lieben gelernt. Er habe gesehen, dass die Leute nicht nur durch die Stadt hetzen, sondern dass sie auch anhalten können. Sich helfen. „Zusammenhalten für etwas Größeres“, so sagt es Y. Weitermachen, auch wenn sie vielleicht schon verloren haben. „Wir sind doch nicht tot“, sagt er.